

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-340133](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340133)

Der Koffer der Neuvermählten.

(Mit einer Abbildung.)

Kommt ihr lieben Kalenderfreunde und Freundinnen, ich will Euch eine traurige, schaurige, grausige Geschichte erzählen, an der man so recht erkennen kann wie eitel alles Erdenglück ist, wie schnell oft, von dem Gipfel des Glanzes, der Sturz in den Abgrund des Verderbens führt. O der Reiche seye nicht übermüthig auf seinen Reichthum und der Mächtige seye nicht übermüthig auf seine Macht. —

Es war im Jahr 1688, den Tag weiß ich nicht mehr so genau, da gieng es festlich zu in dem alten Ritterschlosse zu Saintinez, so in dem Bezirke Valois in Frankreich gelegen war. Alle Edelleute, Edelfrauen und Fräulein hochadeliger Geburt hatten sich dort eingefunden, um dem Vermählungsfezte des erlauchten Burgheeren beizuwohnen. Angetraut sollte er werden der schönen Klementine v. Crespi, und alle Dörfer und Dörferinnen der Gegend feierten mit Lustgesängen und Spielen ein so freudiges Ereigniß.

Der Baron von Kaintines war, wie weiland Nimrod, alttestamentlichen Andenkens, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und dennoch liebten ihn seine Unterthanen, denn er wußte durch seine Freigebigkeit den Schaden schnell zu ersetzen, den seine leidenschaftliche Jagdliebe oft verursachte. Der Bauer beschwerte sich nicht über die niedergerissenen Häge, über die von den Pferden und Jagdhunden zermühlten Felder, denn er fand in dem herrschaftlichen Schlosse den Haus-Intendanten stets bereit hinreichende Schadloshaltung zu gewähren.

Auch Klementine verdiente die Liebe und die Theilnahme, womit man sie bei dieser feierlichen Gelegenheit überhäufte: sie war lebhaft und bis zur Thorheit ausgelassen; allein man vergab ihr gern ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheiten, wegen ihrer Güte, ihrer Sanftmuth, ihrer Wohlthätigkeit. Wie oft trug sie im Verborgenen ihre Gaben in die Hütte des Armen! Wie vieler Familien Thränen, trocknete nicht die Hand Klementinens, wie manches Leid schwand nicht vor ihrer unerwarteten Hülfe! Auch unterließ die dankbare

Volksmenge an diesem Tage nicht in laute Lobeserhebungen der jungen Gräfin von Crespi auszubrechen.

„Aber Plaz! Plaz!“ rief man plötzlich von allen Seiten, „man öffne das große Schloßthor!“ Da naht ein schwerbeladener, von drei Pferden gezogener Wagen: „Es ist der Brautschatz den man nach dem Schlosse Kaintines bringt.“ Die Anwesenden ermüden sich in Berechnungen der Reichthümer die besonders der große eichene Koffer, mit den Crespi'schen Wappenschildern geschmückt, enthalten muß. Zwei Männer können ihn kaum emporheben. Sie tragen ihn mit so vieler Vorsicht daß man wohl einsieht er müsse das Geschmeide, die kostbaren Kleider, alle Schätze des Anzuges Klementinens enthalten. Bald werden sie ihre Haft verlassen um bei der zu beginnenden Feyerlichkeit zu glänzen. Der Pfarrer erwartet die Brauteute in der Schloßkapelle, deren Mauern mit Blumenkränzen geschmückt sind.

Inzwischen war der Koffer in Klementinens Zimmer getragen worden; die beiden Weiber, welche sie ankleideten, konnten nicht genug die Reichthümer, welche Klementine vor ihren Blicken ausbreitete, bewundern; mit lauten Ausrufungen drückten sie ihr Staunen aus. Klementine belustigte sich an ihren Ueberraschungen, und lächelnd hätte sie fast die Stunde der Festlichkeit vergessen, wäre sie nicht durch den Ruf ihrer Mutter daran erinnert worden. Die Kapelle war bereits angefüllt und alle Blicke suchten die Brauteute. „Verwünschter Koffer!“ rief Klementine voll übler Laune aus, „du hast uns Zeit verlieren machen!“ Doch nun war der Anzug fertig und von ihrer Mutter begleitet, begab sie sich zu Herrn von Kaintines der ansiehend ungeduldig zu werden. „Der verwünschte Koffer,“ sprach sie zu ihm, sich entschuldigend, mit holdseligem Lächeln, „er hat mich so lange aufgehalten... aber wie viel Schönes enthielt er doch auch!“... Als der Baron kaum einen Blick auf die Reichgeschmückte geworfen hatte, war seine mißmuthige Stimmung bereits verschwunden; der Koffer, der so viele Schätze



Der Koffer der Negervornahmen.

einschloß, hatte unbestreitbare Rechte auf seine Nachsicht.

Endlich war auch die religiöse Feierlichkeit der Trauung vorüber; die Kapelle war wieder leer und auf dem Schlosse hausten nur noch die nächsten Anverwandten der Neuvermählten. Die Dorfner waren in ihre Hütten zurückgekehrt, die Edelleute hatten sich nach ihren Burgen begeben. Doch war die Stunde noch nicht gekommen wo es den Neuvermählten ziemte sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen. Die noch anwesenden Gäste verlangten ihre Gegenwart. Man sann auf Mittel die Zeit fröhlich dahin zu bringen; der stromweis herabfallende Regen untersagte den Spaziergang im Parke; die ältern Personen machten sich an den Kartentisch; die jüngern begannen das Versteckenspiel, und Clementine, der Alles willkommen war, was sie an ihre Kindheit erinnerte, nahm den fröhlichsten Antheil daran; aber, ach! wie bald sollte die ausgelassene Freude sich in das tiefste Leid umwandeln!

Die Jungfrauen und Jünglinge zerstreuten sich nun schnell in die verschiedenen Gemächer des weiten Schlosses; das Loos hatte den Baron Kaintines dazu bestimmt sie aufzusuchen. Clementine war ihm entwischt und auf der großen Schlosstreppe war sie verschwunden. Alle waren bald gefunden, nur Clementine wurde noch immer vermißt; man rief, aber vergebens; man schalt anfangs auf ihren Eigensinn, als aber Bierelstunde um Bierelstunde vergieng, da erfüllte Angst alle Anwesenden, unbeschreiblich war die Unruhe des Barons. Man lief mit Fackeln in den Gemächern und in den Gehäusen des Parkes umher: Clementine! Clementine! erschallte es von allen Seiten, aber keine Clementine zeigte sich. Als aber auch die Nacht vorüber war, schickte man in der ganzen Gegend umher, Nachrichten von der Vermissten einzuziehen. Nach wenig verzweiflungsvollen Tagen war es dem unglücklichen Neuvermählten unmöglich länger in diesem Wohnort des Entsetzens zu verweilen. Er ließ das Schloß überall verschließen und begab sich mit seinem ganzen Hausgesinde auf eine benachbarte, ihm ebenfalls zuständige Burg.

Kaum war jedoch ein Monat verflossen, so trieb ihn eine unaussprechliche Sehnsucht nach

der Unglücksstätte, nach dem verwaisten Schlosse zurück. Mit pochendem Herzen betrat er das Zimmer Clementinens. Sein erster Blick fiel auf den Koffer der den herrlichen Brautschmuck enthalten hatte; auf den Stühlen umher hingen noch Frauenkleider, ihr Anblick zerknirschte sein Herz, doch bald bezwang er seine aufgeregte Bewegung, er lehnte sich über den Koffer um ihn zu öffnen; seine Hand zitterte...

Es war aber an diesem Koffer eine Schnellseder, die auswärts schloß. Er drückte daran und als der Deckel aufsprang, Gott was erblickte er!... Den Leichnam Clementinens; geschmückt, gepußt, wie am Tage der Vermählung. Voll Entsetzen wich er zurück; bald aber näherte er sich wieder mit gichterischen Zuckungen, ohnmächtig fiel er nieder zur Seite seines Weibes. Als die Bedienten ins Zimmer traten, war er todt.

Die Ursache von Clementinens gewaltsamem Hinsterben, wirst Du leicht begreifen, lieber Leser. Das fröhliche Weibchen wollte sich in den Koffer verstecken, der über ihr zusiel; sie mußte errieken, ohne daß man ihr Nechzen vernehmen konnte.

Der Koffer diente als Sarg, in welchem die beiden Eheleute auf dem Kirchhofe zu Grespi begraben wurden.

Allerlei.

Die Gloshecke.

Zwischen dem freundlich gelegenen Dorfe Mieresheim und der Griesbacher Mühle, liegt ein Steinschutt, rings mit niederm Buschwerk umgeben, die Gloshecke genannt und in der Gegend durch manchen Spuck berühmte. Die ältesten Leute der Gegend erzählten Folgendes davon: Vor einigen 50 Jahren stand an jener Stelle ein stattliches Wirthshaus; viele Gäste feierten da ein und aus, besonders reich beladene Fuhrleute, welche mit Waaren aus Lothringen nach Straßburg fuhren. Das freundliche, zuvorkommende Wesen der Wirthsleute, die gute Bedienung die man vorfand, zogen alle Reisende an. Oft aber auch wurden Nachfragen gethan, nach ge-

dachten Reisenden, welche da eingelehrt und nicht wieder zum Vorschein gekommen; man schöpft endlich Verdacht, besonders da der Wohlstand der Wirthsleute so schnell und so beträchtlich zunahm, man konnte jedoch nichts entdecken, nur daß jetzt bald an dieser, bald an jener Stelle in der Nähe des Hauses, zur Nachtzeit, sich hohe schwarze Gestalten zeigten und den einsamen Wanderer verfolgten; so daß nach Dämmerungszeit sich nicht leicht jemand in die Nähe wagte.

In Mietesheim saßen eines Abends einige Mädchen beisammen, und suchten sich durch spuchhafte Gespenster, und Räubergeschichten die Zeit zu verkürzen; jede wollte dabei die Wichtigste seyn. Wer würde wohl jetzt allein zum Wirthshause bei der Mühle gehn, und bei der Wirthin ein Häfchen Sauermilch holen? Alle schwiegen, das jüngste aber sagte: So gehe ich hin, ist doch die Frau Salme meine Gothe und wird mir kein Leid geschehn lassen.

Das Mädchen machte sich auf mit dem Häflein und sprang hastigen Schrittes durch's Dorf, über die Wiesen, zum Wirthshause. Sie sah sich in der untern Stube und hörte ein verworrenes Murren und Mechzen dazwischen; sie stieg auf einen Stein, der unter dem Fenster lag und schaute in die Stube. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie zurück: Auf dem Tische lag ein Herr, mit zugeknüpftem Halse, eine tiefe Wunde in der Brust, von den Bewohnern des Wirthshauses umringt, die ihn plünderten; sie fiel bewußtlos zu Boden und kam erst nach einiger Zeit wieder zur Besinnung; sie raffte sich auf und erzählte im Dorfe was sie gesehen; sogleich machten sich mehrere Bauern auf, umringten das Haus und entdeckten die schändlichste Mordthat. Die Untersuchungen die man nun anstellte, brachten auf die Spur von manchen Verbrechen. Die Leute wurden nun eingezogen und das Haus niedgerissen.

Sausrath eines alten Junggesellen.

Es ist eine schöne Sache um den Ehsand, wenn er nehmlich glücklich ausfällt; denn sonst heißt's freilich

Ehsand

Wesand;

aber was glebt es Schöneres, Heiligeres auf Erden als die Liebe zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern. Viele versichern dies Glück aus Bequemlichkeit, aus Eigennutz, aus falsch verstandener Unabhängigkeit; es sind aber die alten Junggesellen meistens gar närrische Käuze, da der Mensch doch Freude an etwas haben muß, so hängen sie ihr Herz oft an die sonderbarsten Dinge. Einen neuen Beweis zu dieser Behauptung liefert uns folgende Nachricht welche der Hinführende Bote von einem seiner vielen Korrespondenten erhalten hat. Sie lautet wie folgt.

Vor Kurzem starb zu Alost in Belgien ein Apotheker, der ein alter Junggesell war, er lebte allein mit seiner Schwester, einer alten Jungfrau, er stattete nie Besuche ab, gieng überhaupt nie aus, in seinem Nachlasse befanden sich unter Anderm: 3000 Kupferstücke und Gemälde; 2000 porzellanene Gefäße; 133 Leuchter und Lichtsäße; 1100 Spiegel; 72 Uhren; 283 Bildsäulen und sonstige Gartengeräthen; 530 Paar Hosen; 800 Kleider; 780 Paar Strümpfe; 500 Paar Handschuhe.

Ey! ey! Herr Junggesell, wie viele ehrliche Leute hätte man mit einer solchen Haushaltung nicht ausstatten können!!

Die Bubenstube.

(Durchaus wahr.)

Ein Pfarrer in einem lutherischen Dorfe, gab seinen Konfirmanden, bei Eröffnung seines Unterrichts, einige wohlgemeinte Lehren, und sagte ihnen, unter andern, er hoffe, da sie sich nun zu einer der wichtigsten Handlungen vorzubereiten hätten, daß sie in ihrem Betragen auch etwas ernster werden möchten, und die Bubenstube ausziehen sollten. Des andern Tages, als schon sämtliche Kinder im Unterrichte saßen, kam der rothbäckige Klaus und schleppte ein Paar außerordentliche Schuhe nach, so daß er kaum gehen konnte. Ei, mein Sohn, sagte der Pfarrer lächelnd, wie kommst du daher? was hast du für Schuhe an? Klaus erwiderte aber ganz ernsthaft: Herr Pfarrer, Er hat ja gestern gesagt, wir sollen die Bubenstube ausziehen; nun waren des Vaters Schuhe beim Schuhmacher, da habe ich des Großvaters seine angezogen!

Der unappetitliche Monarch.

„Brüste dich nicht mit deinem Franz, sagte ein Preuße zu einem Oestreicher, der seinen Kaiser gewaltig herausstrich; er ist ja das unappetitlichste aller gekrönten Häupter. — Wie so das? sagte der verblüffte Oestreicher. — Ei, er hat ja Pest und Gräp! (zwei östreichische Städte).

Reiches Erbgut.

Ein Mann, Franz Claude Bonnet benamst, starb vor einigen Jahren als König von Madagascar. Er hinterließ 75 Millionen die in der Bank von London hinterlegt sind. Aus seinem Todesscheine erhellt daß er von St. Pardoux, bey Limoges gebürtig seye. Die Familien welche berechtigt wären auf diese reiche Erbschaft Ansprüche zu machen, haben sich an Herrn Dagues-Dubois, Eigenthümer, in Limoges zu wenden. — Also lautet ein Zeitungsartikel vom 8ten März 1834. Dem Hinkenden Boten ist es herzlich leid daß er nicht als Beter der Madagascarschen Majestät auftreten kann.

Furcht vor dem Tode.

Ein armer Mensch lag auf dem Krankenbette und fürchtete sich gewaltig vor dem Tode. Seine Bekannten suchten ihm Muth einzusprechen und sagten: Töffel, was ist's denn nun weiter; einmal muß man ja doch sterben. — Ja, antwortete Töffel, das ist's eben, warum ich mich fürchte! könnte man zehnmal sterben, so käme mir's auf's erstemal nicht an.

Was ist der Krieg?

Der General B. traf auf seiner Durchreise in Appenzell einen jungen Burschen an, der ihm gefiel. — Höre, willst du mit in den Krieg? — Nein ich mag nicht, ich bleib lieber z'Haus. — Du weißt vielleicht nicht, was Krieg ist? — O doch, das weiß ich wohl. — Nun sag mir's, ich geb dir was. — Hum! nun so gebt her! — Als der junge Bauer die Zahlung erhalten hatte, weigert er sich, es zu sagen, unter dem Vorwande das Geschenk seye zu gering; läßt sich noch zweimal Geld geben und sagt es doch nicht. Endlich wird der General unwillig, schimpft und

droht mit Schlägen. Sogleich bricht der Bursche in ein Gelächter aus und sagt: „Sieht Er, Herr General, daß ich wohl weiß, was Krieg ist?... Wenn Einer mehr nimmt, als ihm zukommt und der Andere darüber böse wird.“

Der geschickte Billardspieler.

Die Welt ist ein Billard,
Menschen sind die Ballen;
Und wer wird der Bälle Meister seyn? —
Der Tod, der grimmige Mann,
Er spielt mit uns Allen
Und schneidet und duplirt uns in's Loch hinein.

Zweckmäßige Ankündigung.

Ein Schreiber, der ein Unterkommen suchte, ließ sein Gesuch mit folgenden Worten in die Zeitung setzen: „Unterzeichneter, welcher gegenwärtige Hand schreibt, sucht eine anderweitige Anstellung.“

Der Mißverstand.

Ein Hausfreund sah dem kleinen verwaisten Moriz in's Gesicht und sagte seufzend: Du Engelskind! Du hast die Züge deiner Mutter. — Ach, Gott bewahre! widersprach das Knäblein, die Ziege ist im Garten, sie frisst Gras.

Orientalische Fruchtbarkeit.

Da die Vielweiberei im Morgenlande erlaubt ist, so giebt es dort Beweise von ungeheurer Fruchtbarkeit; so lesen wir in der Zeitung des Ober und Niederrheins vom 29ten April (1834) nach einer Petersburger Zeitung: Der jetzige König von Persien, Feiz-Ali-Schach, habe 659 lebendige Kinder, nehmlich 445 Söhne und 214 Töchter, mit seinen Eufeln besteht seine gesammte Nachkommenschaft aus 2000 Personen. Da mag der fürstliche Herr Papa denn doch auch zuweilen ausgerufen haben: Herr, halt ein mit deinem Segen!

Hohes Alter.

Im amerikanischen Staate Tennesee starb am 10ten Januar 1834 Frau Betty Frankham, im Alter von 154 Jahren. Sie war eine geborne Deutsche und im Jahr 1720 nach Amerika gekommen. Als sie 120 Jahre alt war, verlor sie ihr Gesicht fast gänzlich; später aber kam es wieder und in den letzten 20

Jahren sah sie vollkommen so scharf wie in der Jugend. — Wie schade daß die gute Frau nicht von ihrem zwanzigsten Jahre an Kalender schrieb! wie viel Nützliches und Ammuthiges hätten wir durch sie erfahren können!

Der Getröstete.

In einem Städtchen wurde Markt gehalten; ein Jude kommt auf seinem Klepper daher geritten, der, über die ungewöhnliche Menge von Menschen und das Geräusch des Marktes, ungehalten, bald anfangs hinten und vornen zu blühen, und seinen Herrn endlich mit Gewalt in die Höhe schleudert. Die Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus. „Nu“, ruft der beleidigte Reiter aus, nachdem er sich mühevoll aufgerafft und ganz mit Staub bedeckt war, „was lachen ihr, ich hab doch nitt fenne in der Enst heute blaiße!“

Tolle Wette.

Die Leser des Sinkenden Boten haben vielleicht schon gehört daß es in England närrische Käuze in großer Anzahl giebt. Gar viele Engländer haben einen Sparren zu viel oder einen Sparren zu wenig. Das Wetten ist bei ihnen zur Leidenschaft geworden, wie leider hier und da in unsern Städten und Dörfern das verderbliche Lotterieleben. Bei den Pferderennen werden ungeheure Summen gewettet welches Pferd zuerst aus Ziel kommt. Die Armen in den Hospitälern machen das Ding anders. Jeder setzt eine Laus, ein Thierlein an welchen sie festen Mangel verspüren, auf den Tisch und dann wetten sie, welche Laus zuerst den Rand des Tisches erreicht. Von Läusen ist aber hier nicht die Rede, sondern von dem Baron von. Dieser reiche Engländer wettete um 27,000 Franken in dem Badeorte Spa, er wolle drei Tage und drei Nächte unausgesetzt in der großen Allee daselbst umherreiten. Ein närrischer Einfall! Die Wette wurde angenommen und er beharrte auf seinem Vorsatz. Aber zwei Stunden vor dem bestimmten Zeitpunkt erklärte ihm der Arzt sein Leben seye in Gefahr wenn er den Ritt fortsetze. Der Reiter, zu Tode ermüdet und der Ohnmacht nahe, gab der Warnung des

Arztes Gehör, er stieg ab und verlor hienit seine 27,000 Fr., sage sieben und zwanzig tausend Franken. — Nun der Narrheit gebührt auch Strafe; wohl bekomme's!

Wie aus einer Pistole eine Jagdflinte werden kann.

Richter. Förster, was ist eure Klage gegen Jzig Blum?

Förster. Hier vorliegende Jagdflinte, die mir kürzlich gestohlen worden, hat er sich gewiß um einen Sportpreis erhandelt oder gar selbst darnach gegriffen.

Jzig. Nu, allergnädigster und gerechtester Herr Richter, das Flintchen, is maner Schumme! nit aegant, es is mei Eigethum, schon viel, viel Jahr; dan, mei Nocher, der Jferolle kann's mit em e Eid bezeuge.

Richter. Jferolle, kennt ihr diese Flinte?

Jferolle. Ob isch se kenn!

Richter. Wie lange schon?

Jferolle. Nu, schon lang!

Richter. Nun, wie lange?

Jferolle. Nu, schon lang! schon ganz lang! schon ganz lang!

Richter. Werdet ihr mir nun bald ordentlichen Beiseid geben?

Jferolle. Nu, Herr Richter, isch will's ne sage, maaner Schumme, isch kenn dis Flintle schon ganz, ganz lang; isch hab's kenn't wa's noch e klein wunzig's Vixtaul gewese is.

Der Förster bewies daß sein Name auf einem Silberblättchen an der Flinte eingegraben stand und kam zu seinem Eigenthum. Die beiden israelitischen Schelme zogen mit ihrer Strafe und langen Gesichtern ab.

Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann

Und gehe ganz allein.

Ich möchte wohl nur einmal noch

Necht frohen Muthes seyn.

In meiner lieben Eltern Haus

War ich ein frohes Kind,

Der bitter Kummer ist mein Theil,

Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühen,

Ich seh die goldne Saat:

Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du liefst doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein süßer Gott für alle Welt,
Ergießt sich himmelber.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;

Die Orgel und der Chorgesang
Erkñet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendstunde hallt,
Da red' ich, Herr, mit Dir.

Einst öfñet jedem Gärten sich
Dein hoher Freudenaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.

Der Sergeant Eberle, oder das Gefecht von Silette.

Italienischer Feldzug vom Jahr 1793.

(Mit einer Abbildung.)

Mit Staunen erfüllten die Welt die Wunderthaten der Tapferkeit welche die französischen Krieger gleich in den ersten Jahren der Revolution ausübten. Aber auch durch Klugheit und Geistesgegenwart besiegten die Franzosen oft ihre Feinde; besonders ließen sich die Deutschen oft, wie man zu sagen pflegt, ein A für ein U machen, oder über den Köffel balbieren, da ihre Feldherren und Offiziere eben nicht in Uebermaß mit Verstand gesegnet waren. Dies mag unter Andern folgende Geschichte darthun.

Der tapfere General Dugommier hatte sein Hauptquartier zu Uelle, wo er den linken Flügel der italienischen Armee befehligte und dies als Nachfolger des Generals Serrurier, der, es war die schreckliche Schreckenszeit, von den Jakobinern verhaftet worden. Der General hatte Nachricht von einer Bewegung der Kroaten erhalten; schnell zog er seine äußern Posten zusammen, um daraus eine Colonne von 700 bis 800 Mann zu bilden. Er vertraute die Vertheidigung von Uelle dem General Despinolis an und begab sich sogleich auf den bedrohten Punkt. Als er den 29ten September 1793 um ein Uhr Morgens zu Saint Martin angekommen war, befaß er halt zu machen, um seinen Truppen

einige Stunden Ruhe zu gönnen. Er befaß einem seiner Flügeladjutanten sich vorwärts zu begeben um auf der Anhöhe von Uelle das rechte Ufer des War-Flusses zu rekonosciren. Dieser Offizier, Hauptmann Leone von Almyse, war von einem Detaschement von ohngefähr 70 Mann begleitet. Einige Stunden von Saint-Martin setzte er bei einer Furth über den War und befand sich beinahe sogleich einer Batterie gegenüber, die vor Silette, in einem Olivenwalde, errichtet und durch den Major des Regiments Caprara, der ein Bataillon Kroaten als Plänkler um sich her hatte, beschützt war. Der Kommandant des französischen Detaschements stellte ebenfalls Plänkler aus, in Erwartung des Generals Dugommier.

Während man nun so von beiden Seiten ziemlich unnützer Weise Flintenschüsse austauschte, so erschallte plötzlich rings umher der Generalmarsch, der Sturmmarsch, es waren die französischen Trommelschläger welche den Feind über die kleine Anzahl unsrer Truppen zu täuschen suchten.

Nun, lieber Leser, beob sich die herrliche Geschichte, welche ich dir zu erzählen versprach. Ein Sergeant namens Kaspar Eberle, ein ehemaliger Unteroffizier im Regimente



Der Siegfried, oder das Gefecht von Alzei.

Maïne, ein Erbkaiser von Geburt, wie man versichert, der also deutsch sprechen konnte, tötete mit einem Flintenschusse den Major des Regiments Caprara, er entkleidete ihn und zog seine Uniform an. Dann sprang er in die Batterie und befahl dem österreichischen Offizier sogleich das Feuer einzustellen; man gehorchte. Eberle fuhr fort mit vieler Dreistigkeit die übernommene Rolle zu spielen. Er ließ die Kroatenplänker zusammenziehen und befahl ihnen die Waffen niederzulegen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Als das Feuer aufgehört hatte trat der Flügeladjutant des Generals Dugommier herzu und der französische Sergeant, der vermeintliche österreichische Major, gab sich mit seiner ganzen Mannschafft kriegsgefangen.

Hie und da schüttelt vielleicht ein treuherziger Leser den Kopf und meint dies wäre doch nicht recht, dies wäre ja ein Betrug gewesen. Mit nichts, mein biedrer Freund! Man nennt dies eine Kriegslüge und durch eine Kriegslüge wird oft viel Blut erspart, wie dies hier ganz der Fall war.

Diese kecke und kühne Handlung blieb nicht lange ohne Belohnung. Der Obergeneral Dugommier kam bald bei der Batterie an, er hatte vernommen was geschehn, der wackre Eberle wurde ihm vorgestellt. Da umarmte ihn der greise Feldherr, nahm seinen goldbordierten Hut mit dem dreifarbigigen Federbusche vom Haupte und setzte ihn unserm Landsmanne auf, mit den Worten: „Im Namen der Republik ernenne ich dich zum Generaladjutanten und Bataillonschef.“ Alle anwesenden Soldaten bezeugten ihre Freude durch den feierlichen Jubelruf: „Es lebe die Republik!“

Als Dugommier mit seinen Tapfern herrantrieb, machte die Garnison von Gilette einen Ausfall. Die Sturmglocke ertönte; die Nationalgarden der Umgegend eilten herbei und 4000 Kroaten wurden von einigen hundert Republikanern niedergemetzelt, in die Flucht gejagt, oder gefangen genommen. Ihre Zelte und reich angefüllte Magazine fielen in die Hände der Republikaner.

Wenn der wackre Eberle nicht vor Kurzem gestorben ist, so muß er als retirirter Militär in Antibes leben. Nachdem er sich in Egypten unter dem großen Napoleon als Ba-

tallionschef der 85ten Halbrigade ausgezeichnet, socht er nicht minder tapfer in Italien, wo er bei dem Uebergang über den Mincio einen Arm verlor. Sein heldenmüthiges Verhalten erwarben ihm unter der kaiserlichen Regierung den Titel eines Barons (damit hätte man ihn verschonen sollen) und den Grad eines Brigadegenerals. Bravo, Herr Landsmann!

Pfiffiger Gaunerstreich.

So verächtlich und strafbar Spitzbuben und Gauner sind die von Rechtswegen alle an den Galgen gehören, so hört man doch gern von ihren Streichen erzählen, da ihre abgefeimte Schlaubeit immer etwas Lächeln erregt. Ein solches Stückerchen, lieber Leser, will ich Dir nun erzählen, so wie ich es in der Tribuna-lien-Zeitung gelesen. Es hat sich erst vor wenig Monaten (im März 1835), und sogar in Paris, zutragen.

Ein sehr reichgekleideter Herr hielt an einem schönen Morgen an der Wohnung eines Bäckers, Grand benamst. Mit vornehmem Schritte tritt er in dieselbe und spricht zu dem Brodkünstler also: „Ich bin ein Arzt und stehe in dieser Eigenschaft mehreren Krankenhäusern vor. Der Ruf den Sie in der Verfertigung der Gesundheitsbrode erworben, hat mich bestimmt mit Ihnen über eine tägliche Lieferung einer bestimmten Zahl derselben zu unterhandeln. Morgen werde ich ungefähr zweihundert sechzig, vielleicht auch dreihundert nehmen, und sorgen Sie daher gefälligst, mein Theurer, daß dieselben gut ausgebacken werden. Der vermeinte Doktor entfernt sich begleitet von tausend Bücklingen des Bäckers. Den folgenden Tag kömmt er richtig wieder, jedoch ohne sein Kabriolet. Er verlangt zu wissen ob man seinen Willen erfüllt habe und besonders ob es nicht möglich seyn dürfte die Zahl der verlangten Brode, nöthigen Falls, zu erhöhen. Der Bäcker säumt sich nicht ja zu sagen und unter Abendtheurer erwiedert hierauf: Gut! so werde ich in einer halben Stunde wiederkommen mit einem Knaben der die Brode tragen soll, deren Preis alsdann in meinem Hause (er nannte die Straße und die Hausnummer), gegen Vorweisung der Fatur, bezahlt wird.

Der erlogene Arzt verläßt nun den Laden des Bäckers und begiebt sich unverzüglich in das Nachbarhaus zu einem Kleiderhändler, dem in Paris berühmten Edmund Schinder, spasshaften Namens. Auch zu diesem spricht er mit gravitätischem Tone: „Ich bin Arzt und mit der Leitung mehrerer Krankenhäuser beauftragt. Vor Kurzem las ich in den Zeitungen das Sie von der Regierung eine Verdienstmedaille erhalten hätten wegen der besondern Geschicklichkeit die Sie besitzen alte Kleider um einen mäßigen Preis wieder in neue herauszuarbeiten. Ich möchte mich daher mit Ihnen wegen der Uebernahme aller Kleidungsstücke für unsre Heilanstalten verständigen. Frohen Muthes breitet der geschickte Künstler vor den Augen seines neuen Kundmannes alle Erzeugnisse seiner Kunst und seiner Kessel aus. „Wahrhaftig! dies sind herrliche Sachen, ruft dieser, mit stannender Miene aus; aber ferner mit Sammet gefütterte Mantel ist doch ohne Zweifel ganz neu? — Ganz und gar nicht erwiederte der ehrliche Schneider-Färber; er ist vermittelt meines Verfahrens in seinen ersten Stand versetzt worden, aber der Graf von Lascaours, der dort am Börsenplatz wohnt, gab mir mehrere Gegenstände zur Bearbeitung ohne mir dafür Zahlung zu leisten und überließ mir so den Mantel gewissermaßen als Schadenersatz. — „Sie haben recht gethan ihn anzunehmen, erwiedert mit ernstem Blicke der vorgebliche Doktor. Diese hochadeligen Herren glauben immer daß ihr Titel das Geld aufwiege. Wir andere denken darin anders und kaufen immer nur hübsch gegen baare Bezahlung. Ist dieser Mantel des Grafen und der daneben hängende Ueberrock zu verkaufen, so wollen wir uns darüber vergleichen.“ Der Preis wird sogleich angegeben, der Kundmann handelt immer herunter, wie ein wahrer Gehalt, endlich überläßt man ihm beide Sachen für 280 Fr. „Wollen Sie gefälligst“ bemerkt er nun selbst mir kommen oder Jemand mit mir zu Bäcker Grand schicken, der Ihnen sogleich das Geld für meine Rechnung zustellen wird.“

Der Kundmann zieht den Mantel an, wirft den Ueberrock über seinen Arm; ein Lehrlinge des Kleiderverjüngers folgt ihm und so treten sie beide bei dem Bäcker ein. „Geben Sie“

spricht der Abendheurer zu Herrn Grand, „dem jungen Manne hier 280, aber für heute nicht das Geringste mehr.“ Mit diesen Worten entfernt er sich. Der Bäcker eilt nach seiner Backstube und bringt aus derselben in einem großen Korbe 280 Gesundheitsbrode (diese sind so groß wie die Kaffeebröckchen und werden zu zwei Sous das Stück verkauft); er beginnt nun dieselben abzugählen und ersucht den Lehrlingen selbst nachzuzählen. Jetzt fallen aber plötzlich, nach einer kurzen Erklärung, dem Bäcker und dem Lehrlingen die Schuppen von den Augen und sie begreifen wie wohlfeilen Preises der Gauner zu einem schönen mit Sammet gefütterten Mantel und einem schönen Ueberrock gekommen.

Aus dieser wahrhaften Geschichte kann man folgende nützliche Lehren ziehen:

Vornehme Kleider machen nicht immer vornehme Leute. — Der Schein betrügt. — Frau! schau' wem.

Das Augenglas.

Ein mit Brillen handelnder Jude bot einem jungen Manne eine an. „Aber was sieht man durch die Brille?“ — „Alles, mein Herr, was Sie wollen, sehr klar und deutlich,“ antwortete der Jude. Hierauf nahm der junge Mann eine Brille, setzte solche auf seine Nase, und sah den Brillenhändler und noch einige Juden die dabei standen, an. — „Das ist ja ein schauriges Glas, sagte er, man sieht dadurch nur lauter Spitzbuben.“ — „Ei bewahre!“ rief der Jude: Na, so lassen Sie's einmal sehen!“ — Der Jude setzte die Brille auf, sah den jungen Herrn an, und rief aus: „Du, wahrhaftig, der Herr hat Recht!“

Die Insein bei Dünkirchen.

Vor grauen Jahren scheint ein furchtbarer Orkan einstmals gewüthet und auf der Ostseite von Dünkirchen gegen Furnes hin, zwei Seen gebildet zu haben, die daselbst in der Landesprache Maeres genannt werden. Der größte derselben breitete sich über ein Terrain von 800 Morgen und der kleinere, der in einer Entfernung von einer Viertelsunde lag, über einen

Strich von dreihundert Morgen, aus. Im sechzehnten Jahrhundert erwarb sich ein gewisser Herr von Fröberg das Verdienst, zum Nutzen der Menschheit die Mittel anzugeben, diese Seen austrocknen zu können und für Menschen bewohnbar zu machen. Er schloß zu diesem Zwecke einen Vertrag mit dem Kaiser Maximilian und der Prinzessin Isabella, wodurch er autorisirt wurde, diese Seen abzapfen und auszutrocknen.

Innerhalb drei Jahren kam er schon mit diesem großen Werke zu Stande, und im vierten ließ er das gewonnene Land mit Reppis und Rüben bepflanzen. Um nun das dem Wasser entrissene Land zu bevölkern, ertheilte man viele Freiheiten, und ein jeder war willkommen, sollte auch dessen moralischer Lebenswandel bisher nicht nach Recht und Gesetz eingerichtet gewesen seyn. Alle Steuern oder Abgaben waren ihnen gänzlich erlassen, nur einen kleinen Beitrag zur Erbauung eines Gotteshauses verlangte man von ihnen. Die kleine Kolonie blühte kräftig vorschreitend heran. Die Kirche war bereits erbaut, ein großer Markt, gut bevölkert und jede Woche ein öffentlicher Markt bestimmt, so daß die Bewohner dieses nun fruchtbaren Erdstrichs sich wohl und glücklich dort befanden. Gräßlich sollte indeß das Jahr 1646 für sie walten! Denn es führte nämlich in diesem Jahre ein Mann, im Namen des Königs von Spanien, den Befehl zu Dünkirchen, dessen Name eine Schandthat verdient. Es wogte nämlich unter Anführung des Herzogs von Orleans ein französisches Heer gegen die Spanier heran, und um diese Annäherung zu verhindern, ließ der Spanier, Marquis von Bede, höchst grausamer Weise, alle Schleusen öffnen und in einer gräßlichen Nacht verschlang das mit Wuth und Brausen überströmende Meer den ganzen, nur kaum erst errungenen, mit Mühe und Anstrengung gewonnenen Erdstrich wieder. Der Schicksal, den der grausame Bede gegen die feindliche Macht fand, bereitete den ganz ungewarnten Bewohnern einen mit Leidswürthen Tod in den wildtobenden Meeresfluthen.

Keine Spur von bewohnten Häusern blieb nach dieser traurigen Katastrophe sichtbar; der Thurm des Kirchleins ragte allein aus der schauerlichen Wassermasse hervor. Ihn erkoh-

ren sich oft Bösewichte zu ihrem Schlafwin- kel, und verheerten geraume Zeit die Gegend umher, indem sie jeden Abend mittelst eines Nachens zu ihrem Ufer hinfuhren, und diesen Nachts an dem Kirchthurm mit einem Seil festbänden. Einst belauschte dieses ein Hirte vom Ufer aus, der nur durch die heiligsten Versprechungen der Verschwiegenheit sein Leben rettete. Zuweilen verdeckten sie sich im Schilf, und als sie da von Soldaten sollten eingefangen werden, bemerzten sie dieselben und bemächtigten sich ihrer Waffen. Von nun an waren die Greuel zahllos, die sie verübten. In einer Nacht jedoch, als sie sich auf ihre gewöhnliche Weise in ihre sichere Herberge begaben, erhob sich ein heftiger Orkan, und die Bindseile zerrissen das Seil, womit ihr Nachen an dem Thurm befestigt war. Grauen- voll war nun ihr Zustand, denn sie waren von aller Verbindung abgeschnitten. Als ihnen die Lebensmittel ausgingen, thaten sie Nothschüsse; allein Niemand hörte sie. Der Sturm trieb nun auf den Fluthen Herrenlos umher. Der Hirte erkannte solchen für den Nachen der Räuber, und errathend, was während des Unwetters vorgefallen seyn könnte, beredete er einige Nachbarn mit ihm zum Thurm zu schiffen. Sie näherten sich demselben mit ängstlicher Vorsicht, fanden aber nur noch die Leichname der acht Räuber, die der Hunger getödtet hatte. — So erreicht früh oder spät der Arm der Gerechtigkeit den begangenen Frevel und übt oft fürchterliche Rache aus.

Ein seltsamer Duell.

Lady Davis war die Frau eines Goldschmids zu York, sie wurde von ihrem Manne wegen Unreue verstoßen, und gieng darauf nach London, wo sie die Bühne betrat. Ihre große Schönbildheit zog bald die Aufmerksamkeit des Königs von England, Karls II, auf sich und es währte nicht lange, so war sie eine von seinen erklärten Geliebten. Ein junger Offizier, mit Namen Aberkromwey, hatte einst ziemlich unehrerbietig von ihr gesprochen; sie erfuhr es von einem andern Offizier, der zugleich noch dabei bemerkte, er wundere sich, daß er das Herz dazu gehabt, da er sonst ein großer Pol-

eron sen. — Lady Davis entschloß sich, auf den Rath des Angebers, ihrem Lasterer dafür eine rechte Herzens-Ängst einzufügen. — Sie schrieb ihm nachstehenden Herausforderungs-Brief: — „Mein Herr! Sie haben von Lady Davis schlecht gesprochen. Ich kenne solche als eine achtungswürdige Dame, bin Soldat, und werde mich der Ehre dieser Dame annehmen. Es wird sich bald zeigen ob ihr Muth so groß ist als ihre Lästerung. Morgen früh um neun Uhr erwarte ich Sie im Park, auf der Nordseite der Stadt. Sie haben die Wahl zwischen Degen oder Pistolen. Dort finden Sie unfehlbar den Unterzeichneten. W...“ — Sie schickte diesen Brief durch einen wohlinstruirten Bedienten ab. — Der junge Offizier erbrach ihn, las, erschrock und fragte den Bedienten: wer ihn sende? — „Ich bin nur hier, sagte dieser trotzig zur Antwort, zu erfahren, ob Sie zur bestimmten Zeit sich an dem bezeichneten Orte einfinden wollen oder nicht — nicht aber um mich examiniren zu lassen.“ Dem Geforderten blieb, als einem Mann von Ehre, nichts übrig, als die Herausforderung anzunehmen, so fatal ihm auch die Sache war. Er versprach sich zu stellen. — Lady Davis, in Officier-Uniform, war zuerst auf dem Plage. — Sie hatte den ersten Schuß und traf damit die linke Schulter ihres zitternden Gegners. Er sank zu Boden, bat demüthig um Verzeihung und erbot sich zu einer Geldbuße von 600 Guineen. — Die Siegerin nahm dies Anerbieten an, ließ den Verwundeten nach seiner Wohnung bringen, empfing die versprochene Summe und nun erst entdeckte sie ihm, wer sie sen. — Er war noch mehr erschrocken, warf sich ihr zu Füßen und flehte um Verschwiegenheit über den ganzen Vorfall. — Sie gelobte es ihm, aber dieser Duell ward bald in London zum allgemeinen Stadtgespräch. Der Offizier welcher der Lady den ersten Anschlag zur Herausforderung gegeben hatte, hatte sich mit einem Hofscaulier in das Gehölz geschlichen, und da diese der ganzen Scene als Zuschauer beugewohnt, so hatten sie nichts Eiligeres zu thun gehabt, als davon an allen Orten zu sprechen.

Beispiel seltner Sympathie.

An demselben Tage starben vor einigen Jahren zu Lanark, in Schottland, ein Mann, Namens William Douglas und seine Frau. Sie wurden einst in derselben Stunde geboren und von derselben Hebamme aus Tauglichkeit befördert; sie wurden zusammen in derselben Kirche getauft, und trennten seitdem sich nicht wieder. Im 19ten Jahre ihres Lebens wurden sie mit Bewilligung ihrer Verwandten in derselben Kirche getraut, wo sie die Taufe empfangen hatten. Sie waren beide während ihres langen Lebens nie krank, und starben, hundert Jahre alt, in ihrem Ehebetto zusammen entschlummern. Jetzt ruhen sie in demselben Grabe unter dem Taufstein, über welchem sie im vorigen Jahrhundert zusammen waren getauft worden.

Lohn des Spötmers.

Der General T. machte sich gern über den geistlichen Stand lustig. Einst war er mit dem Erzbischof von *** in Gesellschaft, und spöttelte über das Prädicat Erz. — Nicht wahr, sagte er zu dem Erzbischofe, es paßt sich doch gar nicht für eine so heilige Würde, als ein Bischof bekleidet, da man es so oft im übelsten Sinne braucht, z. B. Erzschelm, Erzlägner, 2c. — Hierin haben wir einerlei Schicksal, versetzte der Erzbischof kalt, man sagt sehr oft: General-Marr.

Der Zahnarzt.

Ein Arzt, der auf seine Kunst sich gar sehr viel einbildete, sagte zu Jemand, ob er zweifle, daß er ein großer Arzt seye? — Ich bin überzeugt, Sie sind ein großer Zahnarzt, antwortete der Gefragte. — Wie so? — Nun, wenn Sie behandeln, dem thut kein Zahn mehr weh!

Inskrift und Nachskrift.

Es war ehemals, besonders in den Reichstädten, auch in unserm Strassburg Sütte, die Häuser mit Inskriften zu schmücken. Ein rei-

eher Krämer, Namens Nabe, lies über die Thüre seines neu angestrichenen Hauses die Worte schreiben:

„Gott speiset die Naben.“

Ein Nothleidender sprach ihn um Unterstützung an, wurde aber mit Härte zurückgewiesen. Da schrieb der Gefräßte in der nächsten Nacht zu obiger Inschrift folgende Nachschrift:

„Aber ein Nabe speiset Niemanden.“

Die Bekehrung.

Ergriffen von heiligem Eifer, begab sich Bossuet eines Tages an den Hof, um dem König Ludwig XIV Vorstellungen über seine Verbindung mit der Frau von Montespan zu machen. — Er that es wirklich auf eine so hinreißende Art, und mit so unwiderleglichen Gründen, daß Ludwig tief erschüttert wurde und nachgab. „Wohl“, rief er, „ich will ihr schreiben, aber Sie, Sie selbst müssen ihr das unglückliche Billet bringen.“ — Mit triumphirender Miene begab sich Bossuet zu der Geliebten des Königs; doch seine Beichtvaterpflicht fiel ihm ein. Ehe er ihr also das Blatt überreichte, hielt er ihr eine vorzügliche Rede über die Nichtigkeit des menschlichen Glücks, über die Fassung, mit welcher ein Christ die Schläge des Schicksals ertragen müsse. — Seine Rede that die gewöhnliche Wirkung der Präservativ-Kuren; sie machte krank, um Krankheit zu verhüten. Frau von Montespan erblaßte, zitterte, stammelte endlich: „Endigen Sie, ich beschwöre Sie!“ — Er reichte ihr das Billet: Sie erbrach es, las und lächelte. — „Erhabne Seele, welch ein Heldennuth!“ — „Hier“, antwortete sie freundlich, „lesen Sie.“ — Er las. — „Meine Geliebte, man hat sich gegen uns verschworen; — man will uns trennen! — Nie, nie, ich beheure es Ihnen, soll das gelingen. — Heute Abend mehr davon.“

Die Virtuosen-Bekanntheit.

Ein berühmter Tonkünstler war von dem Kaiser Joseph II nach Wien berufen worden, und wurde, wenige Stunden nach seiner Ankunft, zu einem Concert nach Hofe bestellt. —

Er trat in den Concertsaal und fand ihn noch leer. Bald darauf trat ein Mann herein, grüßte ihn kalt und stellte sich an den Ofen, ohne ihn anzureden. Aus langer Weile setzte sich jener an ein Klavier und phantasierte. Nach einer Weile setzte sich der andere auch an ein Instrument, und führte jedesmal, wenn jener mit einem Thema fertig war, ein ähnliches aus. — So unterhielten sie sich, so machten Sie ihre gegenseitige Bekanntheit, ohne ein Wort zu wechseln. — Doch endlich bei einer vorzüglich schönen Stelle, fuhr der Fremde auf:

„Sie sind Mozart!“

„Sie sind Clementi!“ antwortete der Andere; und sie fielen sich in die Arme.

Der Pinsel.

Der Graf L. in Schlessen hatte seinem Jugendfreunde, Graf N. versprochen, ihm alle seine sehr reichend gelegenen Güter zu zeigen. Auf ihrer Wanderung drängte sich Ihnen einer jener unberufenen lästigen Lobsprecher auf, die über jeden, auch noch so unbedeutenden Gegenstand in ungemessene Lobsprüche ausbrechen, und langweilte die guten, deutschen Grafen höchlich. Als er nun wieder beim Anblick einer Gegend in Entzücken raste, sagte Graf N. gleichgültig: Der Herr ist wohl ein Maler? Ach, nein, erwiderte kalt Graf L. er ist nur ein Pinsel.

Der Hund in der Bastille.

Abbe Fouquet, ein Exilant des Kardinals Mazarin, verschaffte Manchem insgeheim unvermuthet freye Wohnung in der Bastille. Ein neuer Ankömmling sah einen großen Hund, und fragte lächelnd: Wodurch hat wohl das arme Thier sich die Verhaftung zugezogen? „Wahrscheinlich“, gab ein Gefangener zur Antwort, „mißfiel er dem Hunde des Abbe Fouquet.“

Der Geizige.

Aus Geiz ist sich der reiche Thor nicht satt. Und stirbt, damit er nur genug zu leben hat.

Das Horoskop.

Nicht Alles läßt sich erklären wie die gewöhnlichen Zufälle des Lebens. Es giebt zwischen Himmel und Erde wunderbare Dinge, sie sind wie Räthsel deren Auflösung man suchen muß.

Monsieur, der Bruder Ludwigs des 16ten, (also der verstorbene Ludwig der 18te), laut dem 2ten Theil seiner Memoiren, S. 229, hatte den Dauphin aus der Taufe gehoben und fand an demselben Abende auf seinem Nachtsische einen Brief in doppeltem Umschlage; jeder enthielt die Andeutung, ihn ohne Zeugen zu eröffnen, und niemand wollte wissen, wie er dahin gekommen sey. Das Blatt der Falsche war schwarz, die Dinte weiß, und die Schrift besagte:

„Tröste dich! Ich habe das Schicksal des Neugeborenen in den Sternen gelesen; er wird dich nicht nur die Krone bringen und sein Leben wird mit der Regierung seines Vaters enden. Diesem folgt zwar ein Anderer, dennoch wirst du einst König von Frankreich. — Wehe dem, der dich ersetzt! — Wünsche dir Glück, keine Nachkommen zu haben, es würde sie ein Uebermaaß von Unglück treffen, da dein Geschlecht den bittersten Reiz des Verhängnisses bis auf die Hefen leeren muß. Lebe wohl! doch zürre für dein Leben, wenn du mich zu erkennen strebst! — Ich bin

Der Tod!!!“

Monsieur konnte nach Lesung dieses, nicht einschlafen; er schrieb die furchtbare Wahrsagung ab. Als aber seine Augen noch auf den weißen Buchstaben haften, wurden diese, wahrscheinlich zu Folge der gebrauchten chemischen Tinte, beweglich, wie aufwallend, die Worte erblickten, vergilbten, schwanden und ließen nur Flecken auf dem Papier zurück, das am Morgen zerfressen und voll Löcher erschien.

Wahre Anekdote.

Der lustige L. in W... der bekanntlich gern und oft sein Gläschen Wein trank, wurde vor einiger Zeit von einem sehr heftigen Fieber, das mit vieler Hitze und mit heftigem Durste begleitet, sich äußerte, heimgesucht. Die bei-

den Aerzte, welcher er über diese Krankheit mit Rath fragte, besprachen sich nun eines Abends vor seinem Bette darüber, durch welches Mittel sie ihn von dem peinigenden Durste befreien könnten. Die Berathschlagung dauerte ihm jedoch zu lange, er unterbrach sie also mit den Worten: „Befreit mich nur von dem Fieber, Ihr Herren, dem Durste will ich hernach schon selbst abhelfen.“

Der Blinde ohne Hände.

(Noch sehr unbekannte wahre Anekdote.)

Zwei und zwanzig Jahre war der junge Richard alt, als ihm eine Kanonenkugel bei Lexington, woselbst der erste Kampf zwischen den Engländern und Nordamerikanern am 19. April 1775 statt fand, beide Hände wegriß. Ehe sich noch der Unglückliche von seinem Schreck erholen konnte, gieng ihm eine Flintenkugel quer durch beide Augen. Und nun war er blind; und der Unglücklichste aller Blinden, die es je wohl gegeben hat, denn er konnte nicht einmal fühlen, in der finstern Nacht!

Jugend und gute Pflege stellten ihn glücklich von seinen Wunden her. Aber er konnte ja nicht einmal Speise zum Munde nehmen, sich nicht ankleiden, nicht den geringsten Bedürfnissen genügen. Wie sollte man für ihn sorgen?

Die englische Regierung nahm ihn ins prächtige Spital zu Chelsea auf und suchte Rath zu schaffen. Sie rief alle junge Wittwen und Mädchen auf, die Lust hätten, einen solchen Invaliden zu heirathen, um 1) gleiche Pension wie Er, 2) kostenfreie Erziehung allen etwa mit ihm zu zeugenden Kinder, 3) 400 Pfund Sterling (10,000 Gr.) Ausstattung im Falle seines Todes und einer neuen Verheirathung zu erhalten.

Wird sich aber denn wohl Eine melden, einen Mann ohne Hände und ohne Augen zu heirathen? — Ach ja, er war ja übrigens gesund und munter und jung. Nicht Eine meldete sich, drei hundert kamen, und zum Theil recht hübsche. — Man sieht, Frankreichs Oberförster hat Recht: „Heirathen wollen sie Alle!“ — Der Invalid hatte nur Noth zu wählen; er sah keine, er fühlte keine.

Welche konnte ihn wohl fesseln? und wodurch?
durch den Wohlklang der Stimme ließ er sich
beseelen.

Der süße Ton, der ihm zum Herzen sprach,
Gewann auch seine Liebe allgemach.

Denn er lebte mit seiner jungen Frau recht

sehr glücklich und zufrieden, und der alte
Freund, der dem Hinkenden Voten die Sache
erzählt hat, sah ihn oft in der Tabagie zu
Chalea fröhlich und wohlgemuth an ihrer
Seite sitzen.

Die Bratwurst als Schnurrbart.

(Mit einer Abbildung.)

[Eingefandt.]

Es macht dem Hinkenden Voten immer Freude,
wann er sieht, daß man ihn nicht nur gerne
liest, sondern sogar gern mitspricht. Er ver-
steht nehmlich unter dem Mitsprechen, freund-
liche Beiträge, die ihm oft von unbekannter
Hand zugesandt werden. Auf diese Weise seh-
ich, alter Welser, mich von lieben Gehülften
umgeben; was recht lustig ist. Hier nun ein
Schwank der uns auf gedachtem Wege zuge-
kommen.

In der Nachbarschaft einer gewerbreichen
Stadt unseres Elsasses, befindet sich ein Dorf
zu welchem unsere Einwohner gar gern jeden
Sonntag wallfahrten. Diese Wallfahrten ge-
schehen gerade eben nicht immer in eine Ka-
pelle oder Kirche, desto öfters jedoch zu ge-
wissen Gasthäusern, als wie zum Einhorn,
zum Hirzen geschilderte, u. s. w. — Hier findet
man denn unsere vornehmen Herren, einen Nota-
rius, seine Schreiber, Handelsmänner u. s. w.
Sie essen und trinken daselbst sehr gut: Hech-
ten, Forellen, Pasteten stehen ihnen zu Dien-
sten; damit sie schneller den Weg durch ihre
Kehle finden, werden sie getränkt durch den
besten Wein. Wo die Herren das Geld für
solche Rechen herschaffen, geizt uns nicht zu
untersuchen; wir wollen die Sache, so wie
viele Andere, auf sich beruhen lassen. Wir
übrigen gemeinen Leute, richten uns nach un-
serm Beutel, wir strecken uns nach unserer
Decke, und essen recht gerne weißen Käse, wenn
er gut mit Schalotten angemacht ist. Deswe-
gen wollen wir das benamste Dorf Schalot-
tenburg heißen.

Schalottenburg wird seit einigen Jahren

von einem Maire, Namens Kuttler, nicht
übel geplagt. Dieser ehrbedürftige Herr Maire
liebt sehr das Geld, bekümmert sich aber um
seine Amtspflichten sehr wenig. Das Bier-
trinken ist sein vorzüglichstes Talent. Spaß-
vögel haben ihm nachgerechnet, daß er jähr-
lich zweitausend fünfhundert Schoppen zu sich
nehmen kann. So weit hat's der Hinkende
Vote noch nicht gebracht; er ist aber auch kein
Schalottenburger Maire. Seine Amtsverrich-
tungen überläßt dieser Maire seinem Secretär,
einem ehemaligen Husar. Zu welchem Verhältnis
der Husar mit der Frau Mairin steht, wollen
wir nicht untersuchen, und wollen gerne hi-
rüber den Deckmantel der Liebe legen; nur ist
es schade, daß mit dem besten Willen dieser
Deckmantel längst zu klein und schon lange, be-
sonders von unten hin, so sehr durchlöchert
ist, daß jedermann hindurch sehen kann, nur
Herr Kuttler vermag es nicht. Die Schmäner
sind bekanntlich oft mit Blindheit geschlagen.

Gedachter Herr Maire Kuttler wurde noch
nicht vor langem von einem Gevattermann zu
einer Schlachtpuppe, oder zu einem Wurst-
schmause eingeladen. Der scharfsinnige Maire
Kuttler berechnete in seinem Magen-Verstande,
daß wenn wenig Personen von einer großen
Portion essen, ein jeder ein größeres Theil be-
komme als wenn viele Theilnehmer sich vorbefin-
den. Nun gab er seiner treuen Ehehälfte oder
wenn man will Ehegwölftel den Befehl, sie
möge, wenn die Gäste im Zimmer beisammen
sind, mit dem Secretär-Husar in die Küche
schleichen und die sämtlichen Bratwürste zu
Handen nehmen, so daß sie sich alsdann allein



Die Bratwurst als Schnurrbart.

daran erluben könnten. Die Sache gelang nach Wunsch; die heiß ersehnten Würste kamen ohne in ihrer Wanderung durch einen Douanier gestört zu werden, richtig in das Haus des Herrn Maire Kuttler. Denke dir nun aber, lieber Leser, den Schrecken der guten Frau Gevatterin, als sie ihren geehrten Anverwandten die Würste bringen wollte, und nun nichts mehr vorfand als eine leere Pfanne. Mit einem Schrei stürzt sie in die Stube und verbreitet unter die Schmauslustigen Schrecken und Befürzung. Alle setzten sich in Bewegung um den Dieb zu entdecken. Herr Kuttler begab sich langsam nach Hause als gienge ihn die Sache nichts an, mit dem Vorsatz, sich die Würste wohl schmecken zu lassen. Doch dies merkte die eben gar nicht einfältige Frau Gevatterin; sie schlich der Dorf-Herrlichkeit nach und traf dieselbe nebst Gemahlin und dem Husaren gerade an, als sie den Bratwürsten geziemende Ehre anthun wollten. Aufgebracht über ein solches Betragen fieng sie an zu schimpfen und zu toben. Herr Kuttler, gereizt durch diese unangenehme Störung fieng seinerseits an zu toben, und um seine Würde zu behaupten, drohte er einen Verbalprozeß über nächtlichen Angriff in seiner Wohnung aufzusetzen. Die Frau Gevatterin nun aufs Aeußerste getrieben, nahm eine Bratwurst und schleuderte sie dem schreienden Maire, mir nichts dir nichts, ins Gesicht. Da dieser gerade vor Zorn das Maul weit offen hatte, wie ein Scheuerthor, so fuhr die Wurst die Quere hinein; in demselben Augenblicke schloß sich der Mund, so daß die Wurst auf beiden Seiten hängen blieb, und einen gar artigen Schnurrebart bildete. (Siehe die Abbildung). Einen solchen Frevel gegen das obrigkeitliche Ansehen konnte Herr Maire Kuttler unmöglich ungerügt lassen: er lies die Frau Gevatterin vorladen, und beehrte 200 Fr. Schadenersatz, wegen nächtlichem Angriff in seinem Hause und Gewaltthätigkeit. Das Gericht erkannte jedoch Folgendes:

- „Erstens, erwägend daß Herr Maire
 „bei der Frau Gevatterin bei Nacht war
 „um Bratwürste zu essen, und die Frau
 „Gevatterin nur einen Gegenbesuch abstat-
 „tete, so könne hier von keinem gewaltsa-
 „men nächtlichen Angriffe die Rede seyn;
 „Zweitens, da eine gebratene Wurst in

„ein sich von selbst öffnendes Maul zu
 „schleudern keine Gewaltthätigkeit seye,
 „so wäre auch die Frau Gevatterin durch-
 „aus frei zu sprechen. Da aber aus der
 „ganzten Untersuchung erhele, daß der
 „Secretär-Husar und die Frau Mainin
 „sich eines nächtlichen Wurstdiebstahls
 „schuldig gemacht haben, und gedachter
 „Herr Maire Kuttler Theilhaber und Heh-
 „ler dieses Diebstahls gewesen, so seyen
 „alle diese drei solidarisch in die Kosten
 „und zu hundert Franken Strafe zu ver-
 „urtheilen.“ —

Der Hinkende Vöte findet diese Strafe noch viel zu gering; übrigens möge aber eine solche Beschämung dem Herrn Kuttler und Consorten zu heilsamer Warnung dienen.

Das Weihnachtsgespens.

(Eingefandt.)

Ein alter retirirter Douanier wurde Krämer und lebte in einem Dorfe, nicht weit von der Moder gelegen, welches zu einer eine Viertelstunde gelegenen Pfarrkirche gehört. Voriges Jahr (1834), den Tag vor Christtag, fuhr er nach D. um dort seine Krämerwaren abzuholen, die ihm der Vöte wöchentlich von Straßburg mitbrachte und gewöhnlich daselbst abtund. Also hatte der alte, der sich so wenig vor den Weihnachtsgespensern als vor einem Schöppchen fürchtete, (in dieser Gegend sind die Gespensen in der Christnacht noch häufig zu sehen) und der schon manche Nacht seinem Verufe nach im Freien zubrachte, sich nicht geeilt. Um 11 Uhr Nachts hielt er mit voller Ladung, auf der neu und schlecht bebauten Moderbrücke an; müde und weintrunken wie er war, setzte er sich in seinen Schubkarren und schlief ein. Unterdessen kam die christliche Gemeinde von D. an der Brücke an; um nach S. in die Ebrismette sich zu begeben. Jesus Maria, riefen die zuerst Ansekommenen, hier ist ein Gespens oder gar selbst der Gott-sein-bei-uns! Sie nahmen nehmlich das Vordertheil des Schubkarrens für Hörner die bekanntlich mit dem Hossfuß und dem Schweife eine Zerde des Satans sind; zu dieser Täuschung kamen noch die unverständlichen

Worte des Entschlafenen, der im Traume, nach seinen alten Erinnerungen vielleicht in Rußland, Spanien oder Italien einer Schlacht beizuwohnen. In einer halben Stunde versammelte sich an diesem Schreckens-Orte die ganze Gemeinde; sie nahm ihre Zuflucht zum Gebet um das Gespenst zu erlösen oder wenigstens von der Brücke zu verbannen, denn sonst hätte man die vielen Leute mit dem Schiffe über die Moder setzen müssen. — Jedoch welches Wunder! ihrer Standhaftigkeit gelang es endlich diesen Höllengeist in Bewegung zu setzen, er fuhr nemlich mit seinem Karren friedlich davon. —

Gespenserglaube ist ein Aberglaube. Der Sinkende Gorte glaubt an keine andere Gespenster, als an solche die Fleisch und Blut haben; er kennt viele artige Gespenster dieser Gattung und ihre Erscheinung um Mitternacht, weit entfernt ihn zu erschrecken, würde ihm stets sehr angenehm seyn. —

Der Räuber.

Der Nefte eines reichen Gutsbesizers in Böhmen ward einst wegen Familienangelegenheiten genöthiget eine Reise dorthin zu unternehmen, wo er auch ohne die geringste Schwierigkeit anlangte. Dort pflegte er die Abende größtentheils mit Spazierengehen auszufüllen. Einst überraschte ihn die Nacht in einem Gebölge, das an die Ländereien seines Oheims gränzte, und sich auf der andern Seite an eine Gebirgskette schloß. In mancherlei Gedanken vertieft, gerieth er allmählig vom rechten Pfade in einen Seitenweg, wandelte nachdenkend immer weiter, bis er, aus seinen süßen Träumen erwachend, sich völlig verirrt sah. Alle Bemühungen, in jenem gebirgigen Lande, den rechten Weg wieder zu finden, blieben fruchtlos; er vertiefte sich immer mehr seitwärts im Gebölge, und überlegend blieb er stehen, als es auf einmal im Gebüsch rauschte. Er blickte auf; ein männliches Wesen stand ihm zur Seite, fragend: wohin er wolle? Zerner antwortete, er habe sich verirrt, nannte das Gut seines Oheims, und bat den Fremdling ihm den rechten Weg zu weisen. Dieser schwieg einige Augenblicke, dann erwiderte

er: „Es ist weit bis dahin; Sie seht hinzugeleiten mir unmöglich, jedoch wollen Sie unter meinem Dache übernachten, so folgen Sie mir.“ — Was war zu thun? ohne langes Bedenken nahm der Gefragte den Vorschlag an. Stumm schritten beide daher, und jeder schien tief in Gedanken versunken, bis endlich der Führer das Schweigen brach. — „Sie sind noch nicht lange in diesem Königreiche?“ — Nein; doch wer unterrichtete Sie von meinem Schicksale? — „Sie selbst.“ — Ich selbst? rief der Gefragte erstaunt. — „Ja, Sie selbst... in diesem Walde wohnen Räuber, und Sie fürchten sich nicht?“ — Warum sollte ich mich fürchten, ich habe nichts bei mir was für Räuber einen Werth haben könnte. — Nun faßte jener des Nefsen Hand, und sagte mit Wärme: „Nein, junger Mann, Sie haben nichts zu befürchten; die Räuber in diesem Walde morden nicht.“ — Unter diesem Gespräche gelangten beide an die Thüre einer im Dickigt des Waldes versteckten Wohnung, hier klopfte der Begleiter dreimal an, und eine rauhe Stimme rief im Innern: Wer da? Ein Sohn der Nacht, war die Antwort. Die Thüre öffnete sich, und beide traten in ein geräumiges, schwarz gemaltes von dem Schein des Lichts erhelltes Zimmer, ringsum mit Waffen geziert; wenige Stühle und zwei Tische waren die ganze Geräthschaft. Einer davon stand unter einem kleinen Spiegel, war mit einem weißen Tuche bedeckt und auf demselben ein Totenkopf. „Jakob,“ rief nun der Begleiter einem fürchterlichen Gesichte zu, „mach Feuer ins Kamin und decke dann für meinen Gast auch.“ — Nach wenigen Augenblicken brannte das Feuer, und beide setzten sich an selbigem nieder. — Jetzt erst hatte unser Nefte Gelegenheit, den sonderbaren Mann näher zu betrachten; noch nie sah er eine schönere männliche Gestalt, aber auch noch keine Stirne wo so unverkennbare Zeichen des Kummers und des nagendsten Grams sichtbar waren; noch nie fand er so viele Kenntnisse in einem Menschen vereint, und von Erstaunen und Hochachtung hingerissen. — Während ihrem Gespräch schlug eine in einem Nebenzimmer stehende Uhr zwölfe, und zu gleicher Zeit geschah draußen ein Schuß. Der Nefte fuhr erschrocken zusammen. — „Das ist das Zeichen

zum Essen," sprach der außerordentliche Mann; „der Tag ist bei uns Nacht, die Nacht Tag. Sie werden mit dem Auswurfe der Menschheit, mit einer Räuberbande essen, doch fürchten Sie nichts. Oft ißt man an den Tafeln der Könige mit größern Schurken; die Rechte der Gastfreundschaft sind uns heilig und unverletzlich.“ Hierauf faßte er seinen Gast bei der Hand und führte ihn vor die Hütte, wo unter dem Schutze grau bemooster Eichen, ein sehr einförmiges Mahl, verzehrt wurde. Die ganze Bande bestand aus 18 Mann; die während der Mahlzeit nicht ein unanständiges Wort sich erlauben, vielmehr waren die Unterredungen so, wie man sie kaum in civilisirten Privathäusern erwarten darf. Nach der Mahlzeit kehrte der Räuberhauptmann mit seinem Gast wieder in das vorige Zimmer; das Gespräch begann von Neuem, aber nicht mit der vorigen Heiterkeit. Ersterer ward ernster, und in alles was er sagte mischte sich finsterner Menschenhaß. Unter anderm sagte der Nefse: „Ich wundere mich über die fonderbare Tapferkeit des Zimmers. Warum wählen Sie schwarz, diese Farbe erregt Traurigkeit.“ — „Sie haben Recht," erwiderte der Räuber, „wenn Sie von sich selbst reden; aber ich kenne die Freude nur noch dem Namen nach. Es ist dies die Farbe meines Schicksals. O wärs auch die Farbe meines Herzens; mit einem schwarzen Herzen wäre ich vielleicht glücklich geworden; jetzt bin ich elend, namenlos elend! Mein ganzer Reichtum ist — jener Schädel.“ Er wies mit einem fürchterlichen Blick auf ihn, und seine Züge verzerrten sich gräßlich. Jetzt schlug die zweite Stunde der Mitternacht. Erschrocken entschuldigte sich der Räuber daß er seinen Gast so lange um den Schlaf brachte, wies ihm seine Ruhestätte an, und gelobte ihm ohne Furcht zu seyn. Zutraulich ergriff nun der Nefse des Räubers Hand und bat, ihm noch seine Geschichte zu erzählen. — „Meine Geschichte," sagte er dann mit gräßlichem Lachen, „mochte wohl schwerlich dich zu sanften Träumen hinüberwiegen. Nein, unter meinem Dache mußt man ruhig schlafen; aber morgen beim Scheiden magst du sie vernehmen.“

Der Nefse giong, legte sich auf sein zubereitetes Lager, aber er konnte nicht schlafen. Von Zeit zu Zeit hörte er Geräusch, dann wieder

tiefe Stille; und so kam allmählig die Morgendämmerung herbei. Er stand von seinem Bette auf und versügte sich in das vordere Zimmer, wo er den Hauptmann noch am Kamin sitzend, und starr auf die ausgebrannten Kohlen hinblickend fand. — Bald erschien ein ländliches Frühstück, man sprach viel und lange, und es mochte ungefähr 7 Uhr seyn, als der Nefse den Wusch bezeugte zu dem wegen ihm in Sorgen stehenden Obelisk zurückzukehren. — Der Räuber befahl sogleich Pferde zu satteln, zog den Nefsen auf seinen Stuhl zurück und sagte feierlich: „Junger Mann, was ich Ihnen versprochen, will ich halten, Sie sollen mich nicht verkennen. — Ich bin der einzige Sohn eines Großen dieses Königreichs. In meine Erziehung ward viel gewandt weil für mich die glänzende Aussicht in der Zukunft sich zeigte. — Unerfättlicher Stolz wohnte in meines Vaters Herzen; er liebte mich nur weil mein Streben seiner Leidenschaft schmeichelte. Und so stand ich nun in meinem Jünglingsalter. — Ich sah ein Mädchen aus der niedern Klasse des Volkes, und die heftigste Leidenschaft für sie entbrannte in meinem Herzen. Anfangs wandte ich alles an, über ihre Tugend zu siegen; allein mit Verachtung wies sie mich zurück, — und das Feuer brannte nur heftiger. — Nun warf ich mich zu den Füßen meines Vaters, flehte um seine Einwilligung zu unserer Verbindung. Kalt stieß er mich von sich. „Bist du wahnsinnig? donnerte er mir entgegen, eine Mezze, aus der Hefe des Volkes, meine künftige Schwiegertochter! Lieber will ich dich und sie auf dem Rabensteine, als am Altar sehen.“ Was war nun für mich zu hoffen? So durchlebe ich noch ein halbes Jahr, sah sie seltener und liebte sie nur heftiger. Endlich erlag ich dem Kampfe; ich entfloß mit Ihr in eine der entferntesten Provinzen des Königreichs; dort vereinigte uns die Hand des Priesters; ich kaufte für wenig mitgenommenes Geld, ein kleines Gut. Hier lebte ich mit meiner Rosalia vereint, von der Arbeit unserer Hände. Ja, das war die Rosenzeit meines Lebens! Unter dem niedern Dache meiner Hütte lebte ich so glücklich, so vergnügt... doch hinweg über jene Scenen. — Nach einem Jahr schloß ich ein Pfand unserer Liebe in meine Arme, und verlebte so noch zwei glückliche Jahre. — An ei-

nem Abend kehrte ich einst von der Jagd zurück, und finde — meinen Vater bei meinem Weibe. — Rosalia hatte, von Dankgefühl durchdrungen, seine Knie umfaßt; mich hatte die Freude bewußtlos an seinen Busen geschleudert. — Kurz es war das größte Fest was je kindliche Liebe und Dankbarkeit gefeiert haben. — Doch, verzeih Fremdling, ich kann nicht weiter. — Nach dreien Tagen starb mein Kind und Weib durch Gift, was mein Vater ihnen reichte, und am vierten starb dieser Rabenzater durch seines Sohnes Dolch. — Lebe wohl! — hier drückte er dem jungen Neffen die Hand zum Abschied. Ein Thränenstrom entstürzte seinem großen blauen Auge, und bürgte für die Wahrheit seiner Erzählung. „Lebe wohl,“ wiederholte Er, „das dort ist meines Weibes Schädel.“ — Jetzt gieng der Neffe; unter der Thüre wandte er sich noch einmal zu ihm

und sagte: Wirst du nie wieder unter Menschen zurückkehren? — „Nie! was mich glücklich machen konnte, deckt nun das Grab, und überdies nütze ich auch hier mehr, wie dort unter Euch. Ich bin Räuberhauptmann; man darf jetzt nur rauben, wo man ohne mich gewiß auch morden würde.“ — So entließ er seinen Gast, der, von einem Diener begleitet, an den Gränzen des Waldes anlangte, und von da leicht zu dem Gute des in Angst versunkenen Onkels sich zurück finden konnte.

Beweißt nicht diese Geschichte, lieber Leser, daß es große Verbrecher giebt, welche man schleichweg verurtheilt, die aber doch, bei genauerer Kenntniß ihrer widerigen Schicksale nicht nur Entschuldigung, sondern sogar oft Hochachtung verdienen? — Ein jeder merke sich jedoch das goldene Sprüchlein: Wache und bete, daß du nicht fallest.

Das Spizenhalstuch.

Eine Sage vom Schlosse zu Windsor. — (Mit einer Abbildung.)

Es giebt Dinge die der Mensch nicht begreift und die doch nicht minder wahr sind. Daß es eine Geisterwelt giebt, die auch manchmal in unsre irdische Welt eingreift, darf nicht bezweifelt werden. Abergläubig soll aber der Mensch nicht seyn. Hier, lieber Leser will ich Dir eine Geschichte erzählen, so wie sie in England noch immer mit voller Zuversicht geglaubt und erzählt wird. Du magst Dir nun hierüber deine Gedanken machen und davon halten nach Belieben.

Den 4. Januar 1736 war im Schlosse zu Windsor alles in Bewegung. Die Königin Sophie, Georgs I. Gemahlin, war am Sterben. Sie hatte den König rufen lassen; das Zimmer der Sterbenden war leer, die beiden Gatten waren ganz allein während einer vollen Stunde, und die Höflinge bemerkten, daß Georg, ungeachtet seiner gewöhnlichen Kälte, diesmal beim Herausreten aus dem Gemache das Gesicht in Thränen gebadet trug.

Die Königin Sophie sah ohne Scheu die Todesstunde nahen. Trotz der Krone war das Leben ihr nicht süß gewesen. Ihr Gatte hatte sie hinten gesetzt und Lady Horatia D. ihn

schon seit mehreren Jahren durch Schönheit und Gefallsucht gefesselt. Sophie von Braunschweig hatte als folgsame Frau im Stillen gelitten; jetzt aber, ehe sie starb, wollte sie es versuchen die verbrecherischen Bande ihres Gatten zu zerreißen. Als sie Georg neben ihr am Todenvette stehend erblickte, reichte sie ihm die Hand und sprach mit erlöschender Stimme: „Ach ich würde nicht so früh sterben, wenn du mich geliebt hättest.“

Der König neigte sich über ihre Hand, küßte sie, ließ einige Thränen auf dieselbe fallen und wollte sprechen. Aber die Königin fuhr fort: — „Georg, jetzt ist Alles vergessen und verziehen; Gott, der mich zu sich ruft, sieht mein Herz... dieses liebt dich noch. Auch will ich dir keinen Vorwurf machen, aber eine Bitte will ich an dich richten...“ und bei diesen Worten erhob sie sich, drückte die Hand des Königs mit aller Kraft, die einer sterbenden Frau bleibt, und fuhr fort:

....„Im Namen des Erlösers, wenn auch nicht aus Liebe, so doch aus Mitleid für mich, deines eigenen ewigen Heiß wegen, Georg,